

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Kundschau

Die unbekannte Armee.

Nikolaus Basseches: „Die unbekannte Armee.“ Europa-Verlag, Zürich/New York 1942.

Um das Wertvolle an der vorliegenden Schrift vorauszunehmen: Sie gewährt einen guten Einblick in die Methoden, mit welchen die Sowjetunion Wirtschaft und Volk auf den einzigen Zweck der Kriegsführung ausgerichtet hat. Damit bestätigt sie, wohl unabsichtlich, die Aussagen deutscher Politiker und Soldaten. Unbändige Energie, Rücksichtslosigkeit dem Einzelschicksal gegenüber und Ausdauer sind ihre Kennzeichen. Aber auch die materialistische Geistesinstellung allen und allem gegenüber ist gut getroffen. Wo auf aller Welt hält man es sonst für richtig, Generäle zum Studium zu zwingen, im Glauben, damit ihre Fähigkeiten zu entwickeln?

Im übrigen trägt das Buch alle Merkmale einer sehr geschickt geschriebenen Propagandaschrift. Früher Dageweines kommt schlecht weg. Der unvoreingenommene Leser wird sich wundern, wie es einer so schlechten Armee wie derjenigen des letzten Zaren gelingen konnte, die Feldzüge in Galizien 1914, Polen, Oktober 1914, oder die Brüssilow-Offensive erfolgreich durchzuführen, dieweil das viel bessere Sowjetheer bisher keine einzige groß angelegte Angriffsoperation zu gewinnen im Stande war. — Und da legen wir den Finger an die Wunde: Der Wert eines Heeres liegt vor allem in der geistigen Haltung und der Tradition seines Offizierskorps. Die Sowjetrussen (und andere!) glauben, das Heer sei einer gutgeölten Maschine, besten Falles einer Fabrik anlage zu vergleichen. Der Offizier ist in ihren Augen in erster Linie „militärischer Techniker“. Eine derartige Auffassung kann bei bester Rüstung nicht zum Siege führen. Denn die Schlacht wird nicht durch die Technik, sondern durch den Persönlichkeitswert und die moralische Kraft desjenigen, der sich der Technik bedient, gewonnen. Friedrich der Große, Foch u. a., die den Vorzug hatten, einige Feldzüge gewonnen zu haben, waren wenigstens auch dieser Ansicht.

G. Büblin.

Die Macht und ihre Schranken.

Die Macht und ihre Schranken, von Prof. Dr. Willi Neff. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1941.

Wohl jeder, der sich mit der gegenwärtigen geschichtlichen Entwicklung befaßt, macht sich, so gut er es eben kann, seine Gedanken über das Machtproblem. Neff, der Lehrer der Philosophie an der Handelshochschule St. Gallen, hat mit dieser Schrift ein kleines Werk geschaffen, das viel zum bessern Verständnis des politischen Geschehens beiträgt. Er untersucht das Machtproblem vor allem vom philosophischen und psychologischen Standpunkt aus, wobei er aber seine Abhandlung nicht auf die gegenwärtigen weltpolitischen Vorgänge einstellt, sondern alle außerjeweilichen Beispiele der Vergangenheit entnimmt. Mit dieser taktvollen, klugen Meisterung des Stoffes gelang es dem Verfasser, ohne den Anschein äußerer Aktualität, eine zeitgemäße Abhandlung zu veröffentlichen.

„Macht ist die Fähigkeit eines Wesens, auf andere Wesen bestimmend einzuwirken.“ Mit dieser schlichten, treffenden Begriffsumschreibung beginnt das erste Kapitel über die allgemeinen Grundlagen, in dem auf die verschiedenen Gegensätzlichkeiten und Widersprüche, die der Machtbegriff in sich birgt, hingewiesen wird. In den folgenden Kapiteln werden die Widersprüche näher behandelt, nämlich Grundsätzlichigkeit und Grundsatztreue (Anpassungsfähigkeit und Planmäßigkeits), Machtentfaltung und Hemmung (Machtsubjekt und objektiver Widerstand) sowie Machtgenuss und Machtmoral (Egoismus und Altruismus). Alle nur erdenklichen Beweggründe, die zum Machtstreben führen, werden erörtert. Besonders anschaulich

sind die mit vielen geschichtlichen Beispielen versehenen Abhandlungen über geistige und seelische Beziehungen zwischen Machtsubjekt und Machtobjekt, also zwischen Machthaber und Untergebenen. Sieht man näher zu, wie es bei den einzelnen Machthabern, seien es nun Lehrer, niedrige Beamte, Politiker, Wirtschaftsführer, militärische Vorgesetzte oder Staatsmänner, um die Beweggründe der Herrschsucht und um die Machtimoral steht, tritt da und dort eine Ernüchterung ein. Es ist offenbar ein Hauptzweck der Schrift, den Menschen, insbesondere den Staatsbürgern die Augen zu öffnen, damit sie besser in der Lage sind, die eigenen Machtbeziehungen als Machtsubjekt wie auch als Machtobjekt zu beurteilen.

Im letzten Kapitel setzt sich Nef mit den Problemen Macht und Recht, Volks- souveränität, Freiheit und Gleichheit auseinander, wobei er in prächtiger Weise die schweizerische Staatsauffassung darlegt und die Freiheitsrechte der Schweizerbürger und die damit verbundenen Pflichten vor Augen führt. Der Verfasser kommt zum Schluss, daß die schweizerische Staatsauffassung und Staatsgebarung nicht bloß graduell, sondern prinzipiell von den Diktaturen verschieden ist.

Das Buch ist keineswegs eine einseitige Beschönigung der Demokratie und der Volks- souveränität, sondern macht auch eindringlich auf die Gefahren von Machtanhäufung und Machtmissbrauch in einem demokratischen Staatswesen aufmerksam. Gerade aus diesem Grunde wäre es von Gutem, wenn das Buch bei der nächsten eidgenössischen Volksabstimmung jedem stimmfähigen Bürger zusammen mit der Abstimmungsvorlage überreicht werden könnte, damit er sich wieder einmal auf seine Rechte und Pflichten besinne und damit er weder die Macht missbrauche noch auf plumpen Machtmissbrauch hereinfalle.

Sam Streiff.

Amerika.

Oskar Edstein: Die andere Seite. Ein Buch vom mißverstandenen Amerika. Verlag A. Franke AG., Bern 1941.

Der vorliegende schlanke Band (von 170 Seiten) ist eine sehr lezenswerte Studie zum Problem Amerika. Das Buch ist von einem Kenner Amerikas geschrieben und bespricht die Frage, was denn eigentlich Amerika ist, was dessen Wesensmerkmale sind, wie sich Amerika von Europa unterscheidet.

Diese Frage wird nicht abstrakt behandelt und das Resultat nicht in vielen Thesen wörtlich niedergelegt; vielmehr beginnt der Verfasser mit der Beschreibung seines eigenen Schicksals als Amerikawanderer. Vierundzwanzigjährig kam er als junger Chemiker von der Schweiz nach den U. S. A.; er versuchte erst als Hochschuldozent in Boston und Chicago sein Glück, war dann als wissenschaftlicher Goldsucher im Westen tätig, erlebte infolge der Finanzkrise von 1907 einen echt amerikanischen Zusammenbruch, der ihn einige Zeit zum Landarbeiter werden ließ, und betrieb schließlich eine Farm in New Jersey. Die Schilderung der konkreten Erfahrungen des Einwanderers, die den ersten Teil des Buches bilden, ist die geeignete Einführung zum zweiten Teil, dem Hauptkapitel des Buches, das unter der Überschrift „Americana“ versucht, „wesentliche Phasen amerikanischen Lebens festzuhalten“. Der Verfasser bespricht das Problem der Landflucht, des raschen Aufblühens und Niedergangs von Städten; er äußert sich zur Indianerfrage, zu Natur und Auto, Reklame und Kunst, Erziehungsfragen, zum Gangstertum und zum amerikanischen Lebensstil. Der dritte Teil bringt eine Analyse der „populärsten unter den europäischen Amerikabüchern aus vier Generationen“ und beweist die Aufhellung der Gründe für das europäische Mißverstehen Amerikas, womit am Schluß ein Hinweis darauf verbunden ist, wie die Amerikaner selbst in Film und Buch ihr eigenes Land darstellen.

Es sei zum vornherein gesagt, daß der Verfasser nicht in den Fehler verfällt, den er manchen Kritikern Amerikas zum Vorwurf macht: ein überheblich gönnerhaft-belehrender Ton liegt dem Büchlein fern. Der Verfasser hat auch nicht eine „Theorie“ über Amerika. Als Mann der Praxis und Welterfahrung legt er uns keine Lehre über Amerika vor, sondern weist nur immer wieder auf typische „Americana“ hin. Dabei verwirft er nicht in Bausch und Bogen voreingenommene

Urteile, sondern analysiert sie und zeigt uns, was daran Verzerrung ist. Das Buch wird den Unvoreingenommenen überzeugen, weil der Verfasser nicht etwa versucht, die Mängel im amerikanischen Charakter und die großen Fehlleistungen der U.S.A. zu verschweigen. Damit hat er die Kippe glücklich umfahren, an der ein Buch dieser Art sehr wohl scheitern kann.

Fassen wir kurz zusammen, auf was der Verfasser in der Beurteilung der U.S.A. das Hauptgewicht zu legen wünscht. Er bestreitet, daß das „Technische“ an und für sich das Hauptmerkmal Amerikas sei. Die technische Hochentwicklung werde zu Unrecht als etwas wesentlich Amerikanisches hingestellt, wie dies z.B. Arnold Bennett und Duhamel in ihren Büchern über Amerika tun. Die Hauptunterschiede zum Europäer sieht der Verfasser im amerikanischen Temperament, in den amerikanischen Gefühlswerten und in der andersartigen Umwelt. In Amerika ist ein anderer Typ Mensch entstanden, und wer einwandert und bleibt, wird in kurzer Zeit amerikanisiert. Die verschiedenen Einwanderergruppen „haben sich alle im Schmelztopf der Vereinigten Staaten zu einer Masse legiert, die, wenn auch nicht im Äußeren, so doch im Wesen und in ihren Ansichten homogener ist als die Bevölkerung der meisten europäischen Staatengebilde. Die Puritaner, ein paar tausend frühe Einwanderer, drücken noch heute, nachdem Jahrhunderte verflossen sind, all den Millionen und aber Millionen Menschen anderer Herkunft und anderer Denkart, die ins Land strömten, den Stempel ihres Wesens auf.“

Der Verfasser glaubt, daß das amerikanische Leben beherrscht wird von der Ungebrochenheit in der Tiefe schlummernder Kräfte. Er legt den Finger auf die Freude an der Gefahr, die sich im amerikanischen Sportbetrieb zeigt und diesem ein ganz anderes Gepräge gegeben hat als es dem europäischen eigen ist. Er unterstreicht den Hang zu tumultarischer Ausgelassenheit. Die Gefühlausbrüche nehmen oft orgiastische Formen an. Er weist auf die in Studentenkreisen gepflegten Mannbarkeitsitten hin, die an indianische Tradition erinnern. Ein Ausdruck dieser Wildheit ist auch das Gangstertum, das zur eigentlichen Landesgefahr werden kann. Dem gegenüber stehen die „generösen Impulse“ zur Weltverbesserung, die „gelegentlich zu Maßnahmen führen, die an ihrer praktischen Undurchführbarkeit scheitern müssen“. Mit Recht unterstreicht der Verfasser „die befreende Fähigkeit, sich selber zu verspotten. Die Neigung zur self-depreciation, zu einer manchmal geradezu masochistisch anmutenden Bescheidenheit“... führt unter Umständen zu einer „Überbetonung der negativen Seiten heimatlichen Lebens und erschwert damit dem fremden Leser die gerechte Beurteilung des Landes“. (Siehe die Romane Sinclairs, Steinbecks.) „Hinter dieser unverkennbaren Vorliebe zur Schilderung von Mißständen liegt ein puritanisches Erbteil: der unersättliche amerikanische Hang zum Reformieren, zum Besser- und Glücklichermachen des Mitmenschen.“

Neben dem Mais, der Kartoffel und dem Tabak sieht der Verfasser in dem harmlosen amerikanischen Humor, wie ihn etwa im Film ein Charlie Chaplin oder ein Walt Disney darstellen, das wertvollste Geschenk der Neuen an die Alte Welt.

In der Verteidigung Amerikas gegen die Hiebe von Duhamels Satire „Scènes de la vie future“ gibt der Verfasser seinem Glauben an die Zukunft Amerikas folgenden Ausdruck: „Der unverdorbene amerikanische Mensch mit seinem Talent zur Freundschaft, zur Ehrlichkeit, mit seiner Freude an der Arbeit und der in Europa wohl nirgends in gleichem Maßstabe gefundenen Freiheit von Servilität ist es, der Amerika seinen Stempel viel stärker aufdrückt als die Zufälligkeiten einer technischen Überkultur.“ — Amerika ist „in Wirklichkeit ein lebendigeres, chaotisches Europa, in welchem die Kräfte zur Neubildung organischen Lebens noch reger sind und alljährlich wieder zu neuen Überraschungen und Entwicklungen führen“.

Ecksteins Buch, obwohl anscheinend vor dem Kriege niedergeschrieben, kann im Zeitalter des „Krieges der Kontinente“ als eine sehr zeitgemäße Lektüre empfohlen werden. Es wird auch von denen als ein kluges und anregendes Buch geschätzt werden, die sich das Phänomen Amerika etwas anders zurechtlegen.

Max Silberschmidt.

In memoriam Fritz Fleiner.

Fritz Fleiner: Ausgewählte Schriften und Reden. Polygraph. Verlag, Zürich 1941.

Frau Fanny Fleiner veröffentlicht in einem starken im Polygraphischen Verlag erschienenen Bande „Ausgewählte Schriften und Reden“ ihres am 26. Oktober 1937 verstorbenen Gatten, des unvergesslichen Professors für öffentliches Recht und Kirchenrecht Fritz Fleiner. Der reichhaltige Inhalt kann in einer kurzen Anzeige nur sehr summarisch und stichwortmäßig skizziert werden, wobei auch Wesentlichstes übergegangen werden muß. Das Buch beginnt mit der Antrittsrede, die Fleiner als Privatdozent der Universität Zürich 1892 „Über die Ehescheidung Napoleons I.“ gehalten hat. Er gelangte dabei zu dem Ergebnis, daß die zivile Scheidung in einer mit dem Rechte im Einklang stehenden Weise erfolgt sei, während die kirchlichen Urteile beider Instanzen auf falscher Begründung beruhten. — In der Abhandlung „Aargauische Kirchenpolitik in der Restaurationszeit“ von 1896 wird u. a. der Gegensatz zwischen der päpstlichen Curie und dem Generalvikar des Bistums Konstanz, dem liberalen Freiherrn von Wessenberg, geschildert. — Beim Antritt der Basler Professur sprach Fleiner über „Die Gründung des schweizerischen Bundesstaates im Jahre 1848“. Er beantwortet die sehr bestrittene Frage nach dem juristischen Wesen dieses Staatsaktes, zu der auch Burchardt und neuerdings Giacometti in seinem „Staatsrecht der schweizerischen Kantone“ Stellung nahmen, dahin, daß der rechtlich entscheidende Vorgang darin bestand, daß die Gesandten von 161/2 Ständen im Namen ihrer Kantone am 12. September 1848 die Bundesverfassung als angenommen erklärt und daß dann auch die nicht zustimmenden Kantone durch Ernennung ihrer Abgeordneten zum National- und Ständerat die neue Verfassung anerkannten. — Die 1901 veröffentlichte Abhandlung über „Die Entwicklung der Parität in der Schweiz“ bringt zahlreiche Einzelheiten über konfessionell getrennte staatliche Einrichtungen noch im 19. Jahrhundert. „Bis in das Militärwesen hinein reichte die Sonderung; der Auszug des Kantons Glarus setzte sich zusammen aus den Kompanien, die jede Konfession unter ihren eigenen Offizieren ausgebildet hatte; die Kosten gemeinsamer Auszüge trug die Landeskasse, das übrige lag den konfessionellen Behörden ob: von der Aufstellung der Kriegsordnung herab bis zur Errichtung der konfessionellen Zeughäuser und des evangelischen Pulverturms in Schwanden“. „Noch 1790 schärfe die reformierte Landsgemeinde ihren Angehörigen ein, keine Briefe und Pakete dem katholischen Boten zu geben“. — Die Rektoratsrede von Fleiner behandelt 1901 „Die Entwicklung des katholischen Kirchenrechts im 19. Jahrhundert“. Sie stellt fest, daß das Papsttum zur Zeit der Restauration die nationalen kirchlichen Organisationen überwand und auf diese Weise den alten universellen Begriff der katholischen Weltkirche zu neuer Entfaltung brachte, wobei das Konkordat Pius' VII. mit dem ersten Konsul Frankreichs für die ganze weitere Entwicklung von größter Bedeutung geworden sei: „Mit der Aufstellung des Universalepiskopates und der Infallibilität des römischen Papstes vollzog die Kirche die rechtliche Umwandlung in die schärfste Form der absoluten geistlichen Monarchie“. „Der letzte Notbehelf (in der Durchsetzung des Anspruches auf den Vorrang ihrer Gesetzgebung vor der staatlichen) zu dem der Heilige Stuhl im Hinblick auf die ungünstigen Zeitverhältnisse (temporum ratione habita) getroffen hat, liegt in der Praxis des Dissimilierens“. Die damalige Annahme Fleiners, der Plan einer neuen Kodifikation aller Vorschriften des päpstlichen Rechtes müßte scheitern, hat sich später als unzutreffend erwiesen. — Ein 1915 in der Gehestiftung zu Dresden gehaltener Vortrag über „Die Staatsauffassung der Franzosen“ betont namentlich die überragende Bedeutung der Verwaltungsrechtsprechung (contentieux administratif), in der das oberste Verwaltungsgericht weniger auf die anwendbaren Rechtsätze und die Gesetzesmaterialien als auf das beherrschende Prinzip abstelle. „Darin zeigt sich der viel gerühmte bon sens, nicht in den Motiven des Urteils, die manchmal juristisch etwas schlottern“. Die Uerschütterlichkeit der Verwaltungsorganisation und der Verwaltungstätigkeit erkläre, warum keine Revolution den Staat bis in seine letzten Tiefen aufgewühlt habe. Jede der zahlreichen Revolutionen habe lediglich auf eine Abänderung der „Regierungsform“ abgezielt. „Ein Wechsel der Staatsform zieht im nationalen Leben Frankreichs weniger große Kreise als in einem andern Staat. Dies hat

der tiefste politische Denker Frankreichs im 19. Jahrhundert, Tocqueville, als eine der Ursachen bezeichnet, warum es keine andere Nation gibt, die weniger Unabhängigkeit an die Personen besitzt, von denen sie gerade regiert wird, als die französische". „Die Gleichheit der Franzosen vor dem Gesetz steht nicht bloß auf dem Papier, sie ist auch in die Sitten eingedrungen, die französische Gesellschaft ist eine demokratische“. Als Übel bezeichnet Fleiner den „favoritismus“, die Einmischung der Parlamentarier bei der Besetzung der Verwaltungs- und Gerichtsstellen. — In der 1916 erschienenen Festgabe für Otto Mayer, den Begründer der Wissenschaft des deutschen Verwaltungsrechtes, äußert sich Fleiner in überaus interessanter Weise über „Beamtenstaat und Volksstaat“, der erstere hervorgegangen aus dem landesfürstlichen Staat des 17. und 18. Jahrhunderts, der letztere verwurzelt in der alten germanischen Landsgemeindeverfassung, der Verfassung der Stadtaristokratien und den Ideen Rousseaus. Jener finde seinen vornemsten Ausdruck in der besondern Treu- und Gehorsamspflicht, der Subordination gegenüber den amtlichen Vorgesetzten, gesichert durch die grundsätzliche Lebenslänglichkeit der Anstellung und in der standesgemäßen Alimentierung des Beamten durch Gehalt und Ruhegehalt. „Im Reich und in den Einzelstaaten ist das Beamtentum eine geschlossene, von der Spize aus geleitete Organisation, ein weltlicher Klerus der Regierenden gegenüber den Regierten geworden“. Mit dem deutschen Beamtentum vergleicht der Verfasser die Beamten in Frankreich, der Schweiz, England und den Vereinigten Staaten, worauf hier leider nicht näher eingegangen werden kann. Der Verfasser verkennt nicht, daß der Beamte des Volksstaates die natürlichen Tugenden des Berufsbeamten, Planmäßigkeit, methodisches Vorgehen, Sachkenntnis und Beherrschung der Verwaltungstechnik, sich erst im Amte unter Überwindung von mancherlei Reibungen und ungünstigen Einflüssen von außen aneignen muß und dabei häufig nicht über ein mittleres Maß der Fertigkeit hinausgelangt; dafür bleibe er jedoch durchschnittlich in engerer Verührung mit dem Leben als der Angehörige eines abgeschlossenen Berufsbeamtenstandes. „Der Staat aber sichert sich durch die Möglichkeit, den einfachen Bürger heranzuziehen, eine ununterbrochene Zufuhr frischer Kraft, ein Gegengewicht gegen bürokratische Verknöcherung“. Der Verfasser untersucht dann das verschiedene Verhalten des Beamtenstaates und des Volksstaates zum Rechtsschutz in Verwaltungssachen und zur Ausbildung des Verwaltungsrechts, indem er — wie auch in mehreren folgenden Abhandlungen — rügt, daß in der Schweiz der bundesgerichtliche Schutz nur gegen Verletzung von Verfassungsbestimmungen durch kantonale Erlasse gegeben ist. — In seiner akademischen Antrittsrede in Zürich vom Jahre 1916 über „Entstehung und Wandlung moderner Staatstheorien in der Schweiz“ befaßt sich Fleiner u. a. mit der Bedeutung der Schweizer Rousseau, Benjamin Constant und Carl Ludwig von Haller für das moderne Staatsrecht und mit dem Zusammenhang des Gleichheitsartikels unserer Verfassung und der politischen und religiösen Freiheit (Vinet) mit dem *contrat social*. „Was Genf, die Vaterstadt Rousseaus, die geistige Heimat Calvins für die Ausbildung des modernen Staates geleistet hat, das gereicht ihm zu unvergänglichem Ruhm“. — In einer 1917 veröffentlichten Abhandlung über „Politik als Wissenschaft“ führt Fleiner aus, die Politik sei eine Kunst, keine Wissenschaft... Wenn man von einer wissenschaftlichen Politik spreche, so müsse man vor allem zwei große Forscher und Künstler nennen, Leopold von Ranke und Alexis de Tocqueville. Er erörtert dann die wichtige Bedeutung des Referendums und der Verfassungsinitiative in der Schweiz. Das erstere habe sich aus einem Kampfmittel des Radicalismus in eine organische konservative Staatseinrichtung umgewandelt... „Zu einer besonderen Höhe vermag sich die Politik als Wissenschaft zu erheben, wenn es ihr gelingt, den letzten Gründen für Aufstieg und Niedergang einer Nation nachzugehen. Hier springen die Vorzüge einer Verbindung von Geschichte und Jurisprudenz unmittelbar in die Augen“... „Die echte Wissenschaft gelangt aus dem Reichtum des Stoffes heraus zur Vereinfachung, der Dilettantismus verallgemeinert aus Dürftigkeit“. „Kein Whig und kein Tory, sondern der unbekannte Verfasser der Juniusbriefe hat am Ende des 18. Jahrhunderts England vor der Revolution von oben gerettet; Junius war mächtiger als beide Häuser des Parlaments. Nicht Abraham Lincoln, sondern die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“, Harriet Beecher Stowe, hat, indem sie die öffentliche Meinung

der Vereinigten Staaten zur Siedehölze brachte, das Größte geleistet für die Aufhebung der Sklaverei. In den Kämpfen endlich zwischen der republikanischen und der monarchistisch-klerikalalen Partei hat Emil Zola während der Dreyfus-Affäre durch seinen offenen Brief „*J'accuse*“ der politischen Krise die der Republik günstige entscheidende Wendung gegeben" ... „Aber wie entfaltet die Politik als Wissenschaft ihre lebendige Wirkung am Lernenden, am einfachen Bürger? In einem ethischen Moment. Sie lehrt uns, daß die Hingabe an das Gemeinwesen, in dem die Wurzeln unserer Kraft ruhen, der politischen Tugenden größte ist". — Aus einem Vortrag vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1917 über **Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz** hebe ich lediglich die Feststellung hervor, daß der eifrigste Förderer der Rechtseinheit im Bundesrat, Mu-chonnet, das geistige Haupt der waadtländischen radikalen Föderalisten war und daß die Krise des vergangenen Sommers (der Graben zwischen Deutsch und Welsch) mitverursacht worden sei durch die Rückständigkeit unserer Bundesinstitutionen. „Die große Steigerung der Verwaltungsgeschäfte hat zur Folge gehabt, daß der Bundesrat sehr viele Aufgaben einfach nicht mehr kollegial behandeln kann. Er ist genötigt, auf die Anträge der Departementsvorsteher abzustellen, und damit ist das Verfassungsprinzip in sein Gegenteil verkehrt worden. Die angestrengte Reform der Bundesverwaltung muß deshalb darauf abzielen, dem Bundesrat als Gesamtbehörde die kleineren laufenden Geschäfte abzunehmen und sie auf Amtsstellen unter dem Bundesrat zu übertragen, sodaß dieser eine reine Regierungsbehörde wird und Zeit und Muße gewinnt, die eigentlichen Regierungs-geschäfte wieder kollegial zu behandeln“. Fleiner verlangt dann eine Rechtskontrolle durch eine eidg. Verwaltungsgerichtsbarkeit. (Bekanntlich ist diese Institution seither eingeführt worden, allerdings mit einer beschränkteren Kompetenz-zuteilung als er sie in seinem Gesetzesentwurf vorsah.) Die Frage, ob die Kantone noch ein Recht auf Existenz haben, bejaht er mit Entschiedenheit unter Aufrufung des bekannten Satzes von Jakob Burckhardt, der Kleinstaat sei vorhanden, damit ein Fleck auf der Erde sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne seien ... „Darin liegt ja das Große der Demokratie, daß sie in jedem Bürger die Überzeugung ununterbrochen lebendig erhält, er besitze neben seiner individuellen Sphäre noch eine andere Seite, die dem Staate gehört“ ... „Es kann kein Zweifel bestehen, daß nur darum die Volksge-gebung im Bunde so gut funktioniert, weil die Aktivbürgerschaft des Bundes zu-nächst in den kantonalen Kreisen politisch erzogen worden ist“. „Die Kantone be-sitzen einen zweiten gewichtigen Rechtstitel: Sie sind die eigentlichen Herdfeuer des geistigen Lebens der Schweiz“... „Hinter Zentralismus und Föderalismus stehen die großen lebendigen Kräfte unseres öffentlichen Lebens: nationale Ein-heit, Demokratie und geistige Freiheit. Hüten wir diese Kräfte wie ein heiliges Feuer, dann werden wir uns in allen Lebenslagen aus voller Seele als Schweizer bekennen. — In dem 1918 veröffentlichten Vortrage über **Politische Selbsterziehung** wendet sich der Verfasser gegen die Flucht vor dem Staat, in der er den Ruin jeder politischen Gesinnung und Erziehung erblickt. Er erklärt die beste politische Schule sei zu allen Zeiten die praktische Mitarbeit in Gemeinde und Staat gewesen. — Erfreulicherweise ist in den Band auch die prachtvolle Rede aufgenommen wor-den, die Fleiner zum Jubiläum der **Bundesverfassung von 1874** am 18. Mai 1924 an der Delegiertenversammlung der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz gehalten hat. Er preist darin die organische Verknüpfung von Bund und Kan-tonen zu gemeinsamer staatlicher Arbeit als große Tat der Verfassungsrevision in Verbindung mit der Durchführung der liberalen Staatstheorie, der Verfassungsgerichtsbarkeit, der Gewährleistung des konfessionellen Friedens und dem Ausbau der Demokratie, nicht ohne wiederholt die in Art. 113 der Verfassung ent-haltene Einschränkung zu beanstanden. „Unser ganzes Leben im Bunde ist aufgebaut auf den ethischen Kräften, von denen die Bundesverfassung von 1874 ge-speist worden ist: aus der nationalen Einheit, der Freiheit und der Demokratie“. — Vor der Vereinigung der reichsdeutschen Studierenden beider Hochschulen sprach Fleiner am 12. Dezember 1928 über „**Schweizerische und deutsche Staatsauf-fassung**“ in Geschichte und Gegenwart. Aus dem reichen Gehalte dieser Rede seien nur drei Sätze hervorgehoben: „Die Schweiz ist das demokratischste, aber gleichzeitig das vom parlamentarischen System entfernteste Land von Europa“. „Dem

Leben des schweizerischen Politikers, der dauernd mit der Heimat, dem Kanton, verbunden bleibt, fehlt damit der dramatische Schwung, der nicht selten den Aufstieg des Führers in parlamentarisch regierten Staaten auszeichnet. Alles ist auf Rüchterheit gestimmt". . . „In der Schweiz hat die Verehrung der Rechtsgleichheit schließlich auch die Unterschiede im geistigen Leben der Gesellschaft zu nivellieren begonnen und zu dem nicht unbedenklichen Hange geführt, alle Dinge an einem mittleren Maße zu messen. Den Schutz für all das, was im Leben, in Kultur und Bildung über diese Mittellinie hinausragt, bieten auch hier die verfassungsmäßigen Freiheitsrechte". — In dem in der deutschen Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung 1929 in Berlin gehaltenen Vortrage über „**Unitarismus und Föderalismus in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten**“ bedauert der Verfasser wiederholt das Fehlen des Rechtsschutzes gegen verfassungswidrige Eingriffe des Bundesgelehrten in den Bereich der kantonalen Kompetenzen. — In der Festrede zur 99. Stiftungsfeier der Universität Zürich vom 29. April 1932 sprach Fleiner mit souveräner Beherrschung des Themas über das neue Gesetzbuch der katholischen Kirche, dessen Vorschriften die Gläubigen nicht nur in ihrem äußeren Verhalten binden, sondern auch im Gewissen verpflichten, wobei die Lehre der Kirche den Beruf und die Pflicht zuspreche, daß staatliche Recht auf seine Übereinstimmung mit ihren obersten Normen zu prüfen (um dann durch die schmiegjame Praxis des Dissimilierens unliebsamen Konflikten auszuweichen). „Der Ausgang des Weltkrieges und die neue politische Gestaltung Europas haben dem Papsttum eine Lage für die Entfaltung seines Rechts bereitet, wie sie in der an äußeren Glückssällen so reichen Papstgeschichte kaum ein Seitenstück findet“. — Die Festrede an der Jahrhundertfeier der Universität Zürich vom 29. April 1933 besaß sich mit der Entwicklung der zürcherischen Hochschule und den Männern, denen sie ihr großes Ansehen verdankt. Darin, daß die Schweiz sieben Universitäten und eine technische Hochschule besitze, liege eine Stärke unseres öffentlichen Lebens. „Denn keine Staatsform bedarf der Erneuerung durch geistige Werte mehr als die Demokratie“. — Eine 1933 veröffentlichte Abhandlung ist betitelt **Tradition, Dogma, Entwicklung als aufbauende Kräfte der schweizerischen Demokratie**. — Vor der Zürcher Handelskammer entwickelte Fleiner seine Auffassung über **Ziele und Wege einer eidgenössischen Verfassungsrevision**. Im Hinblick auf bestimmte verfassungswidrige dringliche Beschlüsse erklärt er, wir können nicht unsere demokratischen Bundeseinrichtungen preisen und gleichzeitig ihre wesentlichen Grundsätze mit einem Federstrich aus der Welt schaffen. Dem könne nur durch die Einführung einer eidgenössischen Verfassungsgerichtsbarkeit und die nähere Umschreibung der Notstandskompetenzen des Bundes in der Verfassung begegnet werden. Die Einführung der berufsständigen Vertretung und deren Ausbau zum Korporationenstaat lehnt er ab. Er verlangt die Heranziehung der jungen Aktivbürger zur Betätigung im öffentlichen Leben und eine Verbesserung des Proportionalwahlverfahrens. In der Heraussezung der Legislaturperiode auf vier Jahre erblickt er einen ganz besonders schweren Fehler. Verbesserungen der Verfassung sollen durch Partialrevisionen angestrebt werden. — Ein 1936 veröffentlichter Aufsatz über **Armee und Demokratie** schließt zusammenfassend mit der Feststellung, in unserem Volksheer lebe der Geist unseres Volksstaates.

Sehr lesenswerte Nekrologe, in denen der Verfasser die reichen Mittel seiner Darstellungsgabe zeigt, sind dem Zürcher Staatsrechtslehrer Gustav Vogt, dem Basler Carl Christoph Burchardt, dem Altmeister der deutschen Rechtsgeschichte Andreas Häusler, dem in der Zeit Wilhelms II. führenden Staatsrechtler Paul Laband, dem Verwaltungs-Juristen Otto Mayer, dem Balten Andreas von Tuhr, dem letzten Rektor der Universität Straßburg, der als Professor in Zürich das wichtige Buch über den allgemeinen Teil des schweizerischen Obligationenrechtes schrieb und dessen Vertretung als Dozent privatrechtlicher Vorlesungen während seiner Krankheit Fleiner übernommen hatte — eine erstaunliche Leistung —, sowie dem Luzerner Politiker und Rechtshistoriker Philipp Anton von Segesser und dem Verfasser der berühmten römischen Geschichte Theodor Mommsen gewidmet. — Das Buch schließt ab mit früher nicht veröffentlichten Vorträgen, Reden und Ansprachen. (Kardinal Consalvi, Deutschlands Verfassungswandlungen, Reden zur Einweihung des Spitteler Denkmals in Liestal, die Universität als Stätte der Forschung und Lehre, Ansprache am Schlusse der Vorlesung über schweizerisches Bundesstaatsrecht,

Wandlung der demokratischen Ideen mit der Mahnung, der moderne Staat dürfe sich darüber nicht täuschen, daß heute sein gefährlichster Feind die Mißachtung von Recht und Gesetz sei. „Sie sind die Fundamente für das Gemeinschaftsleben wie für die Kultur, für das Staatsrecht wie für das Völkerrecht und dem Zitat aus Psalm 94,15: Recht muß Recht bleiben). — Fleiner wird nicht müde mit dem Bekenntnis zum Rechtsstaat. In der **Radioansprache an die Auslandschwizer zum 1. August 1934** rief er aus: „Die schwerste Wunde, die der Weltkrieg dem Leben der europäischen Völker geschlagen hat, ist die Erschütterung des Rechtsbewußtseins. Der Satz, daß Gewalt vor Recht geht, ist aus der Welt nicht verschwunden und findet heute neue Verherrlicher. Er ist unser schlimmster Feind, denn unsere ganze internationale Stellung samt der Neutralität ist aufgebaut auf der Unverbrüchlichkeit der Rechtsordnung. Dafür müssen wir furchtlos eintreten um der Schweiz selbst willen, aber auch im Interesse des Wiederaufbaus des Rechtsgedankens in Europa“. — Das Jahr 1936 führte Fleiner nach Istanbul, wo er einen Vortrag über **Die politischen Grundlagen des modernen Verwaltungsrechtes** hielt und den Juristen die Aufgabe zwies, die Schönheit und Größe derselben erkennen zu lernen und als die obersten Tugenden jeder wissenschaftlichen Jurisprudenz zu verfolgen: die Einfachheit und die Klarheit.

Fleiner war seit Keller und Bluntschli der erste schweizerische Jurist, der als Hochschullehrer in gleicher Weise in der Schweiz und in Deutschland zu weitreichender Wirkung und Anerkennung gelangte. Neben seinen bedeutendsten Leistungen, dem „Schweizerischen Bundesstaatsrecht“ und den „Institutionen des deutschen Verwaltungsrechts“, das im vorhitlerischen Deutschland als das Lehrbuch dieser Disziplin galt, werden auch die „Ausgewählten Schriften und Reden“ diesem überzeugten Patrioten, den Giacometti mit Recht „das staatsrechtliche Gewissen unseres Landes“ nannte, dessen Interessen nicht nur das Gebiet des Rechts, sondern auch der übrigen Geisteswissenschaften und der Kunst, namentlich der Musik, umfaßten, ein bleibendes Andenken sichern.

Eugen Curti.

Die Schicksalsfrage des Abendlandes.

Eberhard Grisebach: Die Schicksalsfrage des Abendlandes. Verlag Paul Haupt, Bern 1942.

Wer das Glück hatte, zu Beginn dieses Jahrhunderts an einer Deutschen Universität studieren zu dürfen, konnte zwei Typen von Studenten unterscheiden. Die Einen wollten sich in einer Wissenschaft vertiefen und wählten die braven Universitäten: Theologen etwa Marburg, Philologen und Mathematiker durchwegs Göttingen. Zu diesem Typus gehörten fast alle Schweizer. Die Andern wollten großzügig studieren, gleich von vorneherein einen Überblick über das Leben gewinnen und sich zudem noch als Künstler betätigen. Diese zogen das freie Leben an Universitäten wie Heidelberg oder Jena vor. Man erkannte sie sofort an ihrem romantischen Wesen und faustischen Streben, etwa auch an ihrem schwärmerischen Blick. Sie wurden freilich von den Ersteren nicht ganz ernst genommen, weil man ihnen anmerkte, daß sie eine allzu große Scheu vor der Verunreinigung mit stärker wissenschaftlicher Arbeit hegten. Heute sind diese Studenten zu sechzigjährigen Professoren geworden und da mag es interessieren, was nach so vielen Jahren ein Heidelberger, wie der Verfasser des vorliegenden Buches, über seine Erkenntnisse berichtet.

In der Mitte des vorliegenden Buches bringt er seine eigene Studiengeschichte und der weitere Inhalt zeigt, daß er später seine Haltung nicht geändert hat. Was Faust in seinem ersten Monolog verkündigt, bestätigt der Verfasser in eindrücklicher Weise auf Grund langjähriger eigener Erfahrung. Er macht es sich nicht leicht mit seiner Aufgabe, er behandelt einen großen Teil der Wissenschaften mit Wohlwollen, besonders ausführlich die Soziologie, um stets zu demselben Urteil zu gelangen: Das genügt nicht. Sogar vor neuesten Erscheinungen, wie Werner Illemann, Arnold Gehlen und vor allem Ferdinand Gonseth schreckt er nicht zurück; auch sie finden vor ihm keine Gnade. Denn alle unsere heutige Wissenschaft krankt daran, daß sie uns Sicherheit vortäuscht, wo in Wahrheit eine Krise vorhanden ist.

Der antike Mensch besaß noch den unmittelbaren Zusammenhang mit der Wirklichkeit und forschte aus wirklicher Verlegenheit. Das Gewissen war in ihm noch lebendig. Die Resultate wurden uns überliefert und es entstand die Humanität, leider aber ging die so wichtige Verlegenheit dabei verloren und der Europäer opferte auf dem Altar des Historismus seine Menschlichkeit.

Noch schlimmer steht es mit dem Christentum. Jesus selber findet die rückhaltlose Bewunderung des Verfassers und sein Leben wird kurz und hübsch beleuchtet. Aber die Kirche und die Theologen haben den christlichen Glauben in ein höchst angreifbares Christentum verwandelt. Wir sehen „die Päpste in London, Rom und Basel“ um ihre besondere Überlieferung streiten. Die Gottheit, welche heute auf dem Altar verehrt wird, ist der europäische Genius, die mythologisierte Vernunft. Die Urkräfte des Gewissens und Glaubens sind verschüttet durch Reflexionen, welche den Sinn der Grundlagen: der Klassik, des Christentums verfehlt haben. Zwar versucht die Psychologie, den Seelenbegriff in eine profane Wissenschaft hinüberzutragen, aber dieser Seelenmythos erweist sich als unecht.

Die geistigen Grundlagen Europas sind morsch geworden, und die permanente Krise unserer Zeit besteht darin, daß wir nur eine Sprache kennen, diejenige unserer jeweiligen Spezialwissenschaft, daß wir es aber verjämt haben, die Beziehungen zwischen den einzelnen Fachsprachen aufzunehmen und in wahrer Gemeinschaft zu arbeiten. So führt uns der Verfasser von Verlegenheit zu Verlegenheit und erweckt langsam unser schlummerndes Gewissen, bis wir uns nach dem erlösenden Wort zu sehnen beginnen. Er wird uns ein solches bieten, das können wir dem gentilen Menschen zutrauen, aber wir müssen bis zu den letzten zehn Seiten warten. Da lernen wir das Heilmittel kennen, es ist die erholsame Arbeit. Wie eine Vision steht plötzlich Alt-Heidelberg vor uns; ja, es ist wahr: „Jede hastige Arbeit hat etwas zu verdecken“ und „die Erholung ist für den Europäer ein anstrengendes Problem geworden“. Aber es fehlt im Buch der Hinweis auf den Satz: *vita brevis, ars longa*.

Andreas Speiser.

Unter dem Lillienbanner.

Unter dem Lillienbanner. Memoiren des Barons von Besenval, Generalleutnant der Königlichen Armeen, Oberstleutnant im Regiment Schweizergarde.
Verlag Hallwag, Bern 1942.

Bei Buisson in Paris erschien im Jahre 1805 ein dreibändiges Memoirenwerk, dessen Verfasser, der Baron Joseph Victor von Besenval, am 14. Oktober 1721 im Schlosse Waldegg bei Solothurn geboren worden war. Wie viele Eidgenossen begann er im Regiment Schweizergarde in französischen Diensten eine glanzvolle militärische Laufbahn. In der unmittelbaren Umgebung des Königs eingeführt, spielte er als Kavalier und Politiker und später als Vertrauter der Königin Marie Antoinette eine beachtenswerte Rolle. Schließlich wurde er als Schriftsteller durch Novellen und die eingangs erwähnten Memoiren bekannt.

Die drei Berufe des Soldaten, Politikers und Schriftstellers, in ein und derselben Person vereinigt, sind es, welche seine Memoiren schon bald zu einer der wertvollsten Quellschriften des 18. Jahrhunderts werden ließen. Die literarischen Fähigkeiten Besenvals zeigen sich in der gefälligen Form seiner Memoiren, welche aus einzelnen in sich abgeschlossenen Kapiteln bestehend, als Ganzes uns das Bild seiner Zeit übermitteln. Die leichte Art zu schreiben, der angenehme und ansprechende Stil verraten den begabten Schriftsteller. Aus ihrem Inhalt erkennen wir einen klaren militärisch und politisch geschulten Blick.

Man darf nicht übersiehen, daß Besenval einer sehr einseitig orientierten Umgebung angehörte, wie sie der französische Hof damals war. Er ist seit seiner frühesten Jugend darin aufgewachsen. Sein Vater war Oberst und Kommandant des Regiments Schweizergarde und stand auch als Diplomat im Dienste Ludwigs XV. Seine Mutter aus polnischem Adel war eine nahe Verwandte der Königin. Die Memoiren übermitteln uns das subjektive Urteil ihres Verfassers. Umso mehr überrascht uns das kritische, aber treffende Urteil über Volk und Land in Frankreich, im Besonderen über die militärischen und politischen Zustände.

Besenval hat den Niedergang des Hauses Bourbon früh erkannt und die kommenden Stürme der französischen Revolution vorausgeahnt. Trotz dem nicht günstig lautenden Urteil über Ludwig XV. und trotzdem er Ludwig XVI. als schwachen und misstrauischen Charakter schildert und von ihm sagt, er sei, ohne das geringste von Politik zu verstehen, zur Regierung gelangt, zeigt sich auch bei ihm jene damals vorherrschende Idee von der absoluten Unanfechtbarkeit des Monarchen, wenn er im Kapitel „Über die Gesellschaft der Könige“ und den persönlichen Umgang mit diesen schreibt: „Man kann sich vorstellen, unter welchem Zwang ein anständiger Mensch lebt, der sich im vertrauten Kreise eines Königs bewegt. Ist er doch ständig gezwungen, zu allem und zu jedem seine Zustimmung zu geben, alles zu entschuldigen und stets zu schweigen“. So versucht auch er auf die damals übliche Art in den Antichambres seinen politischen Einfluß geltend zu machen, besonders aber, indem er die ihm wohlgesinnte Königin beriet. „Sie behandelte mich mit sehr viel Güte und Vertrauen und sprach mit mir über alles, was sie interessierte“. Oder an anderer Stelle: „Auf meinen Rat hin arbeitete die Königin gegen Aiguillon“ (Minister des Älteren und später Kriegsminister).

Vor allem aber war Besenval Soldat, Truppenführer und Erzieher. Als solcher findet er in Ballières „Treue und Ehre“ anerkennend Erwähnung. Er, der unerschrockene Draufgänger, verstand es, das Herz seiner Untergebenen zu gewinnen und sie führend in der Schlacht mitzureißen. Lebendig und fesselnd hat er Gefechte und Schlachten, an welchen er selbst aktiv teilgenommen hatte, in seinen Memoiren festgehalten. Erzieherische Fähigkeiten bewies er als Inspektor der Schweizerregimenter, eine Stellung, welche auf seine Anregung hin geschaffen worden war. Damals standen in Frankreich außer dem Regiment Schweizergarde noch 22 weitere Bataillone Schweizertruppen im Dienste Frankreichs. Auch diese, seine erzieherische Tätigkeit, erwähnt er eingehend im Kapitel über die Schweizer Regimenter. Die bedeutende militärische Stellung, welche Besenval später als Kommandant der inneren Provinzen Frankreichs einnahm und die unsichtige Kraft, mit welcher er bei den ersten Unruhen der beginnenden Revolution seinen Posten versah, ließen ihn eines der ersten Opfer werden. Dank der Einsprache des ihm wohlgesinnten und volkstümlichen Ministers Necker wurde er im Prozeß freigesprochen. Die lange Haft aber hatte den schon 70jährigen Mann gesundheitlich freigesprochen. Mit dem Kapitel über seinen Prozeß enden die so hochinteressanten Memoiren.

Die vorliegende deutsche Übersetzung enthält nicht die vollständige Wiedergabe des gesamten Werkes. Sie beschränkt sich auf eine Anzahl ausgewählter und zum Teil gefürzter Kapitel und lässt jenen Ballast weg, von welchem Besenval als Kind seiner gezierten Zeit nicht frei sein konnte, jenen intimen und kleinstlichen Hofslatsch nämlich, welcher für die Gesellschaftsschicht, der er angehört hatte, kennzeichnend war. Übersetzung und Auswahl aber sind so gut, daß wir auch für die derart gefürzte Ausgabe füglich, wie Stendhal für die ursprüngliche gesagt hatte, sagen dürfen: „Ich liebe die Memoiren von Besenval, man findet darin den Franzosen von 1770 und den Hof Ludwigs XVI.“

H. U. von Erlach.

Rotes Kreuz.

Man könnte sich vielleicht fragen, ob es überhaupt nötig sei, die Literatur über das Rote Kreuz noch zu vermehren, ist es doch eine Institution, von der jedermann weiß und deren Bedeutung viele wieder neu erkannt haben seit dem September 1939. Aber gerade weil wir von dem Wert und den unschätzbaren Diensten des Roten Kreuzes zutiefst überzeugt sind, ist es vielen ein Bedürfnis, von seiner Entstehung, seinem Wesen und seinem Wachstum Näheres zu erfahren. Im Buche: **Max Huber: Rotes Kreuz. Grundzüge und Probleme** (Atlantis Verlag, Zürich 1941) geschieht dies von berufener Seite. Prof. Max Huber, der langjährige Präsident des Internationalen Komitees, der nicht bloß aus reicher praktischer Erfahrung heraus reden, sondern auch als Lehrer des Völkerrechts den juristischen Hintergrund aufzeigen kann, orientiert über „Grundsätze und Pro-

bleme". Das Buch stellt eine Sammlung von zwölf Aufsätze und Reden dar, die der Verfasser bei verschiedenen Anlässen, nationalen und internationalen, vom fernen Westen bis zum weiten Osten vor fürstlichen Hörern sowohl als auch vor Pressevertretern einer ausländischen Großmacht oder dem Publikum im eigenen Lande gehalten hat. Durch all die einzelnen Abschnitte geht die Hauptidee: das Rote Kreuz kann seine Arbeit nur dann auf der breiten internationalen Basis tun, wenn es strikte Neutralität einhält; sie ist die Grundlage des ganzen Werkes. Richtig verstandene Neutralität ist nicht ein passives Beiseitestehen, sondern vielmehr ein höchst aktives Eintreten überall da, wo keine oder bloß ungenügende Hilfe geleistet wird. Es geht darin in den Fußstapfen seines Gründers, Henri Dunant, den die große Not auf dem Schlachtfeld zu einem Hilfswerk drängte, für das er sein Leben einsetzte.

Neben dem Grundsatz strenger Neutralität gilt für das Rote Kreuz der vollkommen unpolitische Charakter. Huber beleuchtet das Problem, ob das Rote Kreuz bei internationalen Spannungen direkt für den Frieden eintreten könnte, wie es schon von verschiedenen Seiten gewünscht worden sei. Am ehesten käme das Internationale Komitee für die Aufgabe in Betracht, weil seine Mitglieder alle am gleichen Ort, in Genf, wohnen. Doch der Verfasser zeigt die Gefahr eines solchen Unternehmens für das gesamte Werk auf. Da die Meinungen der Völker über die Aufrechterhaltung des Friedens auseinandergehen, da weltanschauliche und politische Momente in Betracht gezogen werden müssen, würde leicht eine Spaltung innerhalb des Gesamtwerkes eintreten, die seine ganze Arbeit in Frage stellen könnte. Huber sieht einen andern, weit sichereren Weg zur Friedensarbeit des Roten Kreuzes: es lehrt und schult die Jugend zu selbstlosem Dienst am Nächsten und vereint Männer und Frauen aller Nationen, aller Rassen und aller Klassen in seinem großen Hilfswerk.

Wenn die Schweiz die finanzielle Hauptlast des Werkes trägt, so tut sie dies aus einem Gefühl der Pflicht der Neutralität unseres Landes gegenüber. Sie drückt damit aber auch den Dank dafür aus, daß von unserm, vom Krieg verschonten Lande, Hilfe geleistet werden darf. „Gemessen an der Größe dieser Dankesschuld ist alles, was wir tun, klein. Das Schweizervolk wird deshalb freudig die Hauptlast dieses Hilfswerkes weiterhin tragen.“

Ein Buch, in dem wir den Gründer des Roten Kreuzes kennen und lieben lernen, schenkt uns der Genfer Fernand Gigon.

Fernand Gigon: Henri Dunant. Der Schöpfer des Roten Kreuzes. Ein Lebensbild. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig 1942.

Wer das bekannte Altersbildnis Henri Dunants anschaut, dieses abgeklärte Greisengesicht, aus dem zwei gütige Augen leuchten und das von einem langen weißen Bart umrahmt ist, würde kaum vermuten, daß das Leben dieses Mannes von unendlich vielen und schweren Stürmen durchtobt war, die schließlich auf Jahre hinaus das Vertrauen dieses Menschenfreunds in seine Mitmenschen erschütterte. Gigon hat in der vorliegenden Biographie den ganzen Menschen zu erfassen versucht. Nicht die an sich schon wertvolle Tatsache, daß dem Biographen unveröffentlichte Dokumente zur Verfügung standen, machen den Wert des Buches aus. Daß Gigon nicht davor zurückstreckte, mit rüchhaftloser Offenheit auch all die Härten und Schwierigkeiten in der starken Kämpfernatur Dunants aufzuzeigen, daß er uns den Menschen in seinem Widerspruch vor Augen führt, das macht diese Lebensgeschichte vor allem lebenswert. Obwohl zwar der Verfasser auch die negativen Seiten herausstellt, atmet das Werk doch keine kühle, distanzierte Objektivität, es ist vielmehr erfüllt von der Liebe des Biographen zu dem Manne, der gelebt und gelitten hat für seine große Idee.

Der Verfasser läßt uns Dunants frühes Interesse für seine leidenden Mitmenschen aus dem Milieu verstehen, dem er entstammt. In seinem streng calvinistischen Elternhaus hatte schon der Knabe im Tun von Vater und Mutter den Dienst am Bruder praktisch kennen gelernt, und der Achtzehnjährige besuchte bereits Gefangene und reorganisierte eine Gesellschaft für Almosenspenden im Sinne einer strafferen Zentralisation. Drei Jahre später reiste der junge Genfer in Holland, Belgien und Frankreich, um überall christliche Jungmännervereine ins Leben zu

rufen. Als Sohn der regen Handelsstadt an der Röhone wählte Dunant die Kaufmännische Laufbahn. Er beteiligte sich an einem Unternehmen in Algier, das ihm viele Enttäuschungen und seiner Familie bedeutende finanzielle Verluste brachte. Aber gerade geschäftliche Angelegenheiten führten ihn 1859 nach Solferino, den Ort des Schreckens, wo eine blutige Schlacht tobte und Tausende von Verwundeten unter der heißen Junisonne schmachteten, ohne daß sich jemand um sie gekümmert hätte. Da brach Dunants Helferwillen mit elementarer Kraft durch. Er mobilisierte die Zivilbevölkerung, stellte englische Touristen, einen französischen Journalisten und wen er bekommen konnte, zur Hilfe an. Er selber arbeitete Tag und Nacht unter übermenschlicher Anstrengung: er pflegte Verwundete, schrieb Briefe an die Angehörigen sterbender Soldaten, organisierte die freiwilligen Samariter und verhandelte mit dem französischen Oberkommando. Der Niederschlag all seines furchtbaren Erlebens auf den Schlachtfeldern Oberitaliens in den Sommerwochen des Jahres 1859 war die Schrift: „Un souvenir de Solferino“, die, ins Deutsche und Englische übersetzt, den Rotkreuzgedanken in die Welt trug. Aber er wollte die durch sein Buch aufgeweckte Menschheit nicht mehr ruhen lassen, bis sie sich zur Hilfe an den Kriegsverwundeten verpflichtet hatte. Seine Pläne nahmen immer größeren Umsang an: die Neutralisierung der Schlachtfelder sollte erreicht werden. Der rastlose Eifer für seine Sache führte Dunant an europäische Fürstenhöfe. Über der Weg bis zur Unterzeichnung der Genfer Konvention vom 22. August 1864 verlief nicht eben und geradlinig. Von allen Widerständen, die sich ihm entgeggestelltten, waren die, welche ihm Mitglieder des Genfer Komitees in den Weg legten, am schwersten zu ertragen, weil sie einer persönlichen Gegnerschaft entsprangen. Während Dunant der großen Sache des Roten Kreuzes zum Durchbruch verhalf, machte er als Geschäftsmann bankrott, und damit galt er für die Genfer Gesellschaft als erledigt. Jahre der größten Entbehrungen folgten. Der Mann, der so oft in den Adelskreisen der verschiedenen Länder den Mittelpunkt gebildet hatte, hungerte und fror in einer elenden Dachkammer in Paris. Härter aber als bittere Armut, war sein Kampf gegen den Haß. Und doch brach seine Liebe zu den Menschen immer wieder durch. In den letzten Lebensjahren, die er friedlich in Heiden verlebte, verfolgte er mit Interesse alle Bestrebungen, die dem Frieden galten.

Gigons Buch, das sich durch seine Gründlichkeit von den zahlreichen Publikationen über Dunant unterscheidet, bildet eine Bereicherung der Rotkreuz-Literatur.

Der Unterstützungsverein der Rotkreuzsache dient auch der alljährlich erscheinende „Schweizer Rotkreuz-Kalender“. Er ist dieses Jahr wiederum gediegen ausgestattet. In Bild und Text wird dem Leser ein Stück Heimatgeschichte übermittelt. Daneben erfährt er etwas aus der Arbeit des Roten Kreuzes und von den Persönlichkeiten, die sich in besonderer Weise für die Sache einsetzen. Dieser volkstümliche Kalender wirkt durch den echt schweizerischen Geist in seiner Mannigfaltigkeit doch einheitlich.

M. Greiner.

Gedichte.

Die neuesten Schweizer Dichter sind meistens visuell; ihre Poesie ist selten liedhaft, sondern berührt sich mit der Ballade. Zwar nennt Hans Rhyn seine Gedichte *Tag und Traum* (Verlag Franke, Bern 1941). Aber hinter den „Dingen“, die er besingt, verrät sich eine geheimnisvolle Spannung, sei es durch ein winziges Feßchen schwarzen Luches, das am rostigen Nagel der morschen Bank hängen blieb, oder einen frischen Trauerkranz an Stelle des Gewehres an der Wand. Wie die epische Poesie liebt das Gedicht Rhyns formelhafte Wendungen. Durch gewollte Dunkelheit regt es die Phantasie zu einer Ausdeutung an. Biographische Gedichte, die in der Stoffwahl an C. F. Meyer erinnern, wechseln ab mit zarten Blumenlegenden. Von nun an ist den Dingen selbst Sprache verliehen: Das Gräseln spricht — Das Boot träumt —, wenn auch der Schatten des Menschen durch die Bekennnisse der Dinge weht. Über ein inniges Wiegenlied dringt Rhyn schließlich zur unmittelbaren Lyrik vor. In Leid und Schmerzen will sich die Seele zu frommer Reinheit verklären:

Eilender Wolken huschende Schatten
 Dunkeln die Wälder, dunkeln die Matten,
 Kommen und kommen und gehen —
 Verwehen.
 Herr, laß mich nicht Schatten sein.
 Heiße mich Wolke:
 Gieße mich aus und verströme mein Leben —
 Aber im Geben!

Unter den gedankenschweren Gedichten **Konrad Nieders**: *Die Insel* (Hans Feuz Verlag, Bern 1941) prägt sich vor allem die Gruppe „Erzählend“ ein, darunter „Der Knabe und der Teich“. Der Dämon des Teiches listet dem Knaben einen Fünfzehnstein ab und bereitet dem zornentbrannten Betrogenen in seiner Tiefe den Totenschrein. Noch packender ist die Lenzfahrt des schwarzen Todes und seiner Begleiterin in die Berge (Der erste Gast). In kurzen Reimpaaren entsteht eine Vorfrühlingslandschaft, auf deren Hintergrund sich in knappem Dialog die Szene abspielt, wie der ahnungslose, über einen Besuch erfreute Bauer von der Pest erfaßt und hingerafft wird. Alle Dorfgenossen folgen.

Frau Tödin schwingt den Besen ab
 Und wischt des Schnitters Mahd ins Grab,
 Sorgt endlich sich um Grabgeläut —
 Doch niemand hört es weit und breit.

Der Schluß des Bändchens ballt sich zu farbigen Traumvisionen in Prosa. Die Vorstellung wiederholt sich, daß der Dichter unabhängig von irdischen und höhern Mächten sich seinem Traumleben hingebe.

„Niemand, glaube ich“, sagt Nieder, „hat den Traum mehr geliebt, ausgekostet und, ihn brüderlich erhebend, zum zweiten Selbst gemacht als die Dichter der Romantik. Ihnen wurde der Traum vollends zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zum Traume, wie sie strahlend verkündeten. Das irdische Leid ist ihnen ganz im Traume aufgegangen, daß ihre Tränen, die Schmerzenstränen hätten sein sollen, sich in Lusttränen verwandelten.“ (Der Traum.) Dennoch ist Nieder kein weltflüchtiger Romantiker. Er stößt vom endlich erreichten Ziel der Sehnsucht, wo menschgebundene Qualen weichen, wieder ab, um Mensch unter Menschen zu sein. (Die Insel.)

Georg Thürer, *Mein blauer Kalender* (Atlantis Verlag, Zürich 1941) geht, wie der Stimmungsdichter, gerne von einem Landschaftsbilde aus; das in der Natur Wahrgenommene fügt sich ihm zu einer überraschend neuen Ansicht. Zuweilen ist darin ein krauser Weg, dem zu folgen Mühe macht; manchmal aber klingt es schlicht und markig wie ein Volkslied aus seiner Landschaft. Dem Acker der Heimat und Gottesliebe entsprechen die Blumen des Dichters, über denen die Sterne leuchten. Zwölf Sternbilder eigener Prägung bilden den Rahmen seiner vermischten Gedichte.

Die Silberalp berieseln
 Gewässer Mondenschein,
 Aus meiner Heimat Rieseln
 Wird Erz und Edelstein.

Eine mehr auf den Klang als auf die Schau eingestellte Natur ist **Walter Dietiker**. *Noch strahlt das Licht*. (Eigenverlag des Verfassers, Marienstr. 21, Basel 1941). Mehrere Gedichte tragen den Untertitel „Kantate“. Ein altmeisterlicher Klang, der gelegentlich an Eichendorff gemahnt, wirbt bald dunkel, bald hell um unser Gehör. Der Zyklus „Häuser und Menschen“ rankt sich um das alte Bern, dem samt seinem Kreisgesangsverband die Sammlung gewidmet ist.

Das Haus steht dunkel in der Nacht,
 Kein sichtbar Licht ist mehr entfacht.
 Nun taucht ein Scheiblein auf am Haus,
 Um Giebel schimmert's, dann löscht's aus,
 Löscht wie der Seufzer einer Magd,
 Die noch ein müdes Wort gesagt. (Das späte Licht.)

Milde Abendglut liegt über den Versen und weckt die Hoffnung auf ein ewiges Morgenlicht.

Von verdämmernden Hügeln mit dem Ausblick auf das Jenseits steigt man hinunter in den bunten Alltag mit **Hedwig Egger-von Moos**. **Das Härg voll Sunnä**, Gedicht und Sprich us Obwalden. (Verlag Räber & Cie., Luzern 1941.) Gut ein Drittel der Gedichte ist Gelegenheitspoesie für den Hausgebrauch. Ungefünstelt, ja mitunter derb, sprudelt die Mundart in volkstümlichen Wendungen. Manches Wort muß der Miteidgenosse im beigegebenen Vokabular nachschlagen. Eine stolze Mutter, eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat und sich resolut und humorvoll mit Erde und Himmel auseinander setzt, tritt uns vertraut und liebenswert entgegen, gleich dem Obwaldner Trachtenmädchen mit dem runden Henkelkorb voll Rosen auf der hübschen Einbandzeichnung von Margrit Schill, das zu sprechen scheint:

Es suibers, warms und gmietsichs Heim
mit Goofä uisgstaffiert,
Ist doch us därrä Fohelwäld
Das Best, wo äxistiert.

Es hat seine eigene Bewandtnis mit Gedichtübertragungen aus einer Fremdsprache. **August Corrodi**. **Robert Burns Liedli** schwyzertütsch. (Bim Raächer Verlag z'Züri, 1940) behauptet: „Nicht das meiste, aber vieles bei ihm (Burns) läßt sich nur ins Schweizerdeutsche, präziser nur ins Zürcherdeutsch unbeschädigt übertragen, wird in hochdeutscher Rüche zubereitet, manchmal geradezu ungenießbar.“ Eine Übersetzung von Gedichten nimmt die seelische Färbung des Vermittlers an. Der uns als Verfasser von Jugendschriften von Otto v. Grether wieder vorgestellte Onkel August unsererer Großeltern, formt den volkstümlichen schottischen Dichter in seiner Auswahl durch Unterstreichen des Derb-Scherhaftes leicht um, wie er sich auch kleine Textänderungen erlaubt, um den Schotten als Schweizer zu kostümieren. Corrodis engerer Landsmann und Zeitgenosse, der unglückliche Heinrich Leuthold, hat zum Teil dieselben Burnslieder in anderm Geiste ins gescholtene Hochdeutsch übersetzt. Er hat seine vollendete Verssprache nur denjenigen Liedern angedeihen lassen, die durch Tiefe des Gefühls und die Schönheit ihres Motivs hervorragen. Indem er im allgemeinen sinngetreuer als Corrodi überträgt, hat er den genialischen Schotten durch seine Kunst geadelt. Corrodi trägt vor:

Sie hätmi z'underobbi gmacht,
Berruckt — Warum?, Hä, weiži 's gnau?
Wol, friili wol: sid gester z'nacht
Ist alles i mer dunkelblau.
I will mi fassen i giduld,
'S ha sh, es grathmer na — nu schlau! —
Und ginggets, stirbi dra —: sind d' schuld
Diesäben Auge, dunkelblau.

Leuthold singt:

Sie lachte, sprach . . . hin war mein Herz —
Wieso? ich weiß es nicht genau;
Mich trafen wie ein schneidend Erz
Zwei schöne Augen, lieb und blau.
Kun laßt mich flehn um ihre Huld;
Doch o! begegnet sie mir rauh,
Dann sind an meinem Tode schuld
Zwei schöne Augen, lieb und blau.

Die beiden Übertragungen spiegeln zwei grundverschiedene Charaktere und Schicksale.

Für sich allein betrachtet — und darauf darf das blaue goldbedruckte Corrodi-bändchen wohl Anspruch machen — sind die rhythmisch beschwingten, mit charakteristischen Dialektwörtern gespickten Lieder eine Bereicherung unserer Mundartliteratur.

Noch immer gibt es den hungernden deutschen Poeten, der vom Kusse der Muse berührt, die Welt farbiger, beziehungsloser erschaut als der gewöhnliche Mensch. **Heinrich Versch, Briefe und Gedichte**, herausgegeben von Christian Jenzen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939), zeigen ein unablässiges Ringen mit den trüben Fluten von Schulden und Krankheit. Als Versch endlich Anerkennung findet, rafft ihn der Tod hinweg († 1936). Kesselschmied und Dichter zugleich, nahm der 1889 Geborene am Weltkrieg teil. Als Arbeiter auf der Walz und als Vortragender durchreiste er, von einem unruhigen Temperament getrieben, das Deutsche Reich. Versöhnlich blaut der südliche Himmel Italiens und Griechenlands über einige Spannen seiner Lebenszeit. Die spontanen Briefe Verschs sind von großer Frische und Unmittelbarkeit. Trotzdem sie sich zumeist auf Persönliches und Literarisches beschränken, fesseln sie in hohem Grade, weil uns im geheizten Arbeiterdichter eine tief poetisch empfindende, sich großzügig an andere verschenkende Persönlichkeit entgegentritt.

Helene Meyer.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Albius Tibullus:** Lied des Friedens. Elegie I/X, Lateinisch und Deutsch. Übersetzung und Geleitwort von Walter Wili. Benno Schwabe, Basel 1942. Fr. 15.—.
- Baumgarten:** Moritz von Sachsen, der Gegenspieler Karls V. Paul Neff, Berlin-Lichtenfelde-Ost 1942.
- Bölliger, Alfred:** Bilderatlas zur Kulturgeschichte. 3. Teil: Der abendländische Kulturreis. Neuzeit. H. R. Sauerländer, Aarau 1942. 12 Seiten Text und 100 Abbildungen.
- des Cars, Guy:** Der unbekannte Offizier. Kriegsroman. Übertragung aus dem Französischen. Verlag Hallwag, Bern 1942. 207 Seiten, Fr. 5.80.
- Carl von Clausewitz:** Politisches Soldatentum. Aus seinen Schriften ausgewählt von Walter Falz. Nibelungen-Verlag, Berlin 1942. 64 Seiten und 6 Bildtafeln.
- Dänilker, Gustav:** Vom Einfluß der Kriegsmittel auf die Kriegsführung. Verlag Hallwag, Bern 1942. 61 Seiten.
- Dominik, Hans:** Kautschuk. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 240 Seiten.
- Durrer, Werner:** Eidgenossen beider Konfessionen über Bruder Klaus. Rex-Verlag, Luzern 1942. 104 Seiten.
- Fehr, Karl:** Jeremias Gotthelfs Schwarze Spinne als christlicher Mythos. Untersuchungen zu den Gestaltungsgesetzen des Dichters. Max Niehans, Zürich 1942. 74 Seiten, Fr. 3.20.
- Guggisberg, Kurt:** Der Freie Protestantismus. Eine Einführung. Paul Haupt, Bern 1942. 193 Seiten, Fr. 4.80.
- Häberlin, Paul:** Leitsaden der Psychologie. 2., umgearbeitete Auflage. Huber, Frauenfeld 1941. 104 Seiten, Fr. 3.80.
- Helwig, Werner:** Raubfischer in Hellas. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 267 Seiten.
- Huch, Ricarda:** Der Fall Deruga. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 291 Seiten.
- Küffer, Helmut:** Vom Einen zum Andern. Gedichte. Hans Feuz, Bern 1942. 94 Seiten.
- Löns, Hermann:** Der Wehrwolf. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 263 Seiten.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band III, Lieferung 5 und 6. Hallwag, Bern 1942. 36 und 32 Seiten.
- Rigg, Walter:** Religiöse Denker: Kierkegaard, Dostojewski, Nietzsche, Van Gogh. Paul Haupt, Bern 1942. 400 Seiten, Fr. 12.—.
- Rashle, Martin:** Die ungleichen Schwestern. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 317 Seiten.
- Nichli, Anna:** Das Unwägbare. Friedr. Reinhardt, Basel 1942. 127 Seiten, Fr. 2.50.

- Tanner, Robert:** Familien-Erziehung im Werke Jeremias Gotthelfs. Verlag Dr. J. Weiß, Aßoltern a. U. 1942. 101 Seiten.
- Tolstoi, Leo:** Krieg und Frieden. Roman. Mit einem Geleitwort von Eduard Korrodi. Überetzt aus dem Russischen von Erich Boehme. Alfred Scherz, Bern 1942. 2 Bände. 1064 und 1056 Seiten.
- 40 Jahre Freie Vereinigung Gleichgesinnter 1901—1941.** Luzern 1942. 71 Seiten.
- Zellweger, Eberhard:** Das vierfache Wunder. Verlag Heinr. Majer, Basel 1940. 87 Seiten, Fr. 2.40.
- Zollinger, Walter:** Die Inflationstheorie auf Irrwegen. Huber, Frauenfeld 1942. 176 Seiten, Fr. 5.40.
- Zwingli-Kalender 1943.** Herausgegeben von einem Kreis Zürcherischer Pfarrer. Friedrich Reinhardt, Basel 1942. 100 Seiten, Fr. 1.—.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Frau-münster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrrechte vorbehalten.

Neuerscheinung

Die Werke der Baumeister Grubenmann

Eine baugeschichtliche und bautechnische Forschungsarbeit

Von Dr. ing. Jos. Killer

192 Seiten mit 125 Abb. und 1 Tafel. Gebunden Fr. 12.--

Die erfreulichen Subskriptionserfolge und das Interesse und die Unterstützung bei der Herausgabe von seiten verschiedener namhafter Verbände versprechen guten Absatz.

Verlag A.G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2